

Nr. 155. Bydgoszcz / Bromberg, 11. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(3. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Er schüttelte sich, und seine Gestalt bäumte sich hoch auf ... und plötzlich stieß er ein lautes, schallendes Gelächter aus, daß die Felsen widerhallten ...

Von der Höhe herab kam die Antwort, die sich wie das schauerliche Echo seines eigenen, verzweifelten Lachens anhörte.

Halb verwundert, halb verlegen schaute er nach dem Lacher aus. Sein Auge traf den grotesken Felskopf des „Wilden Männles", das lustig und luftig über die Felswand lugte. Und vor dieser grotesken Steinform, um die sich die unheimlichsten Sagen und Geschichten woben, stand breit und unbeweglich, wie der Berggeist, der Geyer-Franz, der scheue Sonderling, der einsam oben in einer verlassenen und halbverfallenen Hochhütte hauste, dem jeder Mensch gern aus dem Wege ging, obwohl er noch niemandem etwas zuleide getan hatte. Aber sein finsteres Gesicht, mit den wilden Bartstoppeln und seine bösen Wildkatzenaugen und nicht zuletzt das böse Geschick, das sich mit dem Leben dieses Sonderlings verkettete und ihn zu einem ganz anderen Menschen gemacht hate, schreckten die Leute von ihm ab. Der Geyer-Franz war der Sohn eines gefährlichen Wilderers, und nachdem man seinen Vater vor rund fünfundzwanzig Jahren im Blute gefunden hatte und seine Mutter darob aus Gram gestorben war, wuchs der Knabe allein heran, ohne menschliche Gesellschaft, ohne Führer, ohne Liebe ... Sein elendes Haus lag hinter den Wäldern, auf einer steinigen Bergwiese. Nur Sonntags kam er herab zur Kirche, um dann sofort wieder in seine wilde Freiheit zurückzukehren ...

War es nun Bosheit oder wirkliche Freude, daß dieser wilde Mensch so laut in das Lachen Brunos eingestimmt hatte? Lange lagen die Blicke der beiden Männer fest ineinander, aber immer noch zeigte der Geyer-Franz seine grinsende Grimasse ...

Das reizte Bruno; er konnte es heute einfach nicht ertragen, daß sich der Sonderling dort oben über ihn lustig machte. Sein Auge nahm eine Drohung an, die sich so lange steigerte, bis das Lachen auf dem Gesicht des Einsamen jäh erstarb. Mit einemmal richtete sich der Geyer-Franz hoch auf und sah mit seinen Wildkatzenaugen böse auf ihn hernieder.

Bruno wandte sich ab und ging seinen Weg weiter, ohne sich noch einmal umzusehen. Er schämte sich vor dem Geyer-Franz, der sich viel besser benommen hatte als er. Er kam sich vor wie ein kleiner Knabe, der von seinem Lehrer eines bösen Treibens wegen zurechtgewiesen wurde. — — Der Geyer-Franz! Hundertemal war er ihm schon auf seinen Bergfahrten begegnet, zu jeder Tag- und Nachtzeit, und noch nie war es ihm in den Sinn gekommen von dem Sonderling eine besondere Kenntnis zu nehmen. Und heute konnte ihn sein Lachen aus der Ruhe bringen! Warum nur? — —

Plötzlich blieb er stehen und sah zurück: der Platz, auf dem eben der Geyer-Franz gestanden hatte, war leer, nur das „Wilde Männle" spottete auf ihn hernieder.

Bruno mußte den Wilden nochmals sehen; so durften sie sich nicht trennen. Und einem unwiderstehlichen Drange gehorchend, kletterte er, flink wie eine Gemse, an der steilen Felswand empor ...

Aber weit und breit war kein Mensch zu sehen ... „Franz!" rief er so laut, daß es durch die Wälder hallte. „Franz!" — — —

Keine Antwort kam, nur das Wasser drunten zischte und brodelte, und in einiger Entfernung schrillte der Pfiff einer aufgescheuchten Gemse ...

Die Übergangszeit brachte für die Bewohner der Erlenberghütte einsame Tage; der tauende Schnee machte das Gebirge unwegsam und unfreundlich, so daß oft eine lange Woche verstreichen mußte, bis ein Mensch den Weg zu ihnen fand: Nur der Jäger-Barthl kam noch jeden Tag einmal zu ihnen, trank seinen Krug Bier und bestellte seine Grüße aus dem Tal, und bisweilen ließ sich der junge Forsteleve Robert Heller blicken, scherzte eine kurze Stunde mit Luzie und überließ dann die Geschwister wieder der Einsamkeit.

Luzie nützte diese ruhige Zeit damit, um den haushaltlichen Notwendigkeiten nachzukommen, die während der Sommerzeit zurückstehen mußten, und das Gastzimmer verwandelte sich in eine Flick- und Nähstube. Aber sie zeigte bei dieser stillen Arbeit eine merkwürdige Unruhe; immer wieder flogen die Augen nach dem Fenster und den schmalen, steinigen Weg entlang, der durch den Jungwald zu Tale führte. Das erstemal in ihrem Leben fühlte sie sich so recht einsam, es fehlte ihr etwas. Und mit jedem Morgen stieg die bescheidene Hoffnung in ihr auf, daß der frische, kühne Bursche, den sie nun schon über zehn Tage nicht mehr gesehen hatte, endlich einmal kommen möchte.

Und er kam ... Plötzlich sprang sie vom Stuhl auf und warf das Nähzeug beiseite. „Endlich!" — —

„Grüß dich Gott, Luzie!" sagte Bruno eintretend, und seine breite Brust dehnte sich unter den raschen Atemzügen.

„Du bist wohl recht schnell gegangen?" Ganz gegen ihren Willen zitterte ihre Stimme.

„Bie Gott! Es wird Zeit, daß man wieder in Übung kommt!"

„Du bist uns recht fremd geworden," sagte sie mit leisem Vorwurf.

„Mein Gott, Theaterspielen, Hochzeitmachen ... und 's G'schäft geht auch recht streng zur Zeit, i hab nit eher Zeit g'funden!"

Luzie rückte einen Stuhl zurecht und setzte sich zu ihm.

„Tu ruhig weiternähen, Luzie, i bring dich nit draus!"

„Dös hat Zeit ..." Sie beobachtete ihn scharf; denn schon bei seinem Eintritt war ihr in seinem Gesicht etwas aufgefallen, was sie nicht recht zu deuten wußte.

Diese heimliche Beobachtung war ihm nicht entgangen; er war die letzte Zeit mißtrauischer geworden. „Was ist denn? Warum schaust du mich so an?"

„Mir kommt's vor, als ob du etwas auf dem Herzen hättest,Bruno!"

„Wirklich? — — Mag sein, es geht einem halt nit alles so durch, wie man's gerne möcht," sagte er mit einer fahrenden Handbewegung. „Was treibt ihr denn jetzt so allein," versuchte er abzulenken.

Luzie erzählte, aber er hörte nicht recht zu, nur wenn der Name „Robert" fiel, schien er etwas aufzuhorchen.

„Was hast denn heut, Bruno?" unterbrach sich Luzie und sah ihn mit besorgten Augen an.

„Nix, nix!"

„Hast jemand troffen?"

Er schüttelte den Kopf . . . „Doch," verbesserte er dann. „. . . den Geyer-Franz, wenn du ihn kennst."

„Den Berggeist? Wo denn?"

„Über der Höllenklamm ist er g'standen, und hat grinst, grinst! I hätt ihn am liebsten runterg'schlagen!" Er hatte sich wieder in die alte Aufregung hineingesprochen.

„Aber Bruno, dös wird dich doch nit aufregen! Laß doch den Geyer-Franz lachen, wenn's ihm Freude macht!"

„Es hat mich halt g'ärgert heut . . . Lassen wir das, Luzie!" — —

„Was macht die Falkenhofhochzeit?" versuchte Luzie ein anderes Thema anzuschneiden.

„Heut über acht Tagen soll sie sein . . ."

„Hu!" lachte das Mädchen. „Und dein Bruder ist wohl recht glücklich?"

„Er meint's wenigstens, und dös reicht ja. Glücklich ist schließlich keiner, bloß meinens manche, sie seiens!"

Sie sah ihn überrascht an; so hatte er doch noch nie gesprochen. „Und die Braut?"

„Die auch . . . dös heißt . . . Ach laß dös, Luzie, i mag nix wissen davon!" schrie er plötzlich und schlug mit der Faust über den Tisch, daß das Mädchen erschrocken zusammenfuhr. „Verzeih mir's, Luzie", sagte er, seinen heftigen Ausbruch abbittend.

„Sei aufrichtig, Bruno! Hats an Streit geben?"

„Noch nit, aber es kann noch einen geben!" sagte er aufstehend. Dann reichte er ihr plötzlich die Hand. „B'hüt dich Gott, Luzie!"

„Was, Du willst schon wieder fort?"

„I muß wieder heim und hab bloß schnell nach euch sehen wollen. Am nächsten Sonntag, wenn's Wetter schön ist, machen wir einen Ausflug zur Geisalp! — — Magst?"

„Gern! — — Bloß mußt mir jetzt noch sagen, was dir fehlt!"

Er atmete schwer und tief auf und zog an seinem Hemdkragen, als wäre er ihm zu eng geworden. — — „Schau, Luzie, i komm mir vor, wie a einschichtiger Hof, der irgendwo auf ama Berg steht, um den die Wetterwolken fahren und die Blitze zucken! — — I fürcht mich nit, so lang i meinen Gegner fassen kann! Aber dös . . . Schau, wenn i zuschlag, dann schlag i in d' Luft! — — — Wollen wir abwarten. — — An schönen Gruß an Richard . . . und am Sonntag komm i!"

Er drückte ihre Hand so stark, daß sie vor Schmerz aufschreien wollte und ehe sie ihm folgen konnte, war er schon draußen und sprang bereits über die schweren Felsblöcke, die einstmals ein zerstörender Wetterschlag auf die abschüssige Halde geworfen haben mochte. — — —

Luzie sah ihm so lange nach, bis er im Jungforst verschwunden war. Über die Felsschanz blickte das „Wilde Männle" und spottete zu ihr herüber . . .

Die andere Welt.

Im Wirtshaus zu Hochwies, in der kleinen, überheizten Gaststube saßen vier Männer in gemütlicher Unterhaltung beisammen: bejahrte Männer und erprobte Vertreter der heimischen Volkskunst, des Theaterspiels.

Da war der stille Manzen-Max, mit seinen rauhgelockten und bereits ergrauten Haaren, der derzeit hauptamtlicher Holzwart der gemeindlichen Wälder von Hochwies war. Der nächste war der finstere Hessen-Michl, Schreinermeister seines Zeichens, der auf der Bühne so trefflich den Typ des grantigen Grillenbeißers zu stellen wußte. Ihm folgte der Baulen-Xaver, in seinem Hauptberuf Bergführer, der durch seinen Humor zu einer weitbekannten Bühnengestalt wurde. Das Haupt dieser vier Männer aber bildete Herr Vinzenz Hammer, pensionierter Zollbeamter, mit einem wohlbestellten Fettbäuchlein und kleinen, beweglichen Augen hinter dicken Brillengläsern, der Hochwies nach seiner Pensionierung zu seiner Wahlheimat gemacht, und zum Zweck unbedingter Ruhe auf dem sogenannten „Köpfle", einer kleinen Anhöhe hinter der Kirche, ein kleines Haus erbaut hatte, und um einer breiteren Öffentlichkeit den Zweck seiner Niederlassung in Hochwies besser verständlich zu machen, hatte er über der Haustür die sinnreichen Worte aufschreiben lassen: „Mei Ruah will i haben!" — — Man ließ ihm auch diese wohlverdiente Ruhe, nur während der Theateraufführungszeit zwang man ihm das schwere Amt eines Spielleiters auf, das er auch nach einigem Zögern angenommen hatte.

Diese vier Männer fanden sich jeweils eine Stunde vor Beginn der Proben ein; sie hatten das Bedürfnis, zuvor noch einen Krug zu leeren und sich nebenbei über die Ereignisse des kleinen Gebirgsdorfes gemütlich zu unterhalten. Diese waren natürlich keineswegs überstürzend und konnten somit mit peinlicher Genauigkeit durchgesprochen werden. Das einzige Ereignis, das derzeit durch das Tal kursierte, war die bevorstehende Hochzeit auf dem Falkenhof, und da viele damit gerechnet hatten, daß der Falken-Otto die Fallmüller-Wally heimführen würde, war das kleine Dorf in eine gewisse Aufregung geraten, nachdem es sich herausstellte, daß der junge Bauer seine Frau aus dem Ostrachtal holte.

„Es hätt mich doch wunderg'nommen, wenn der Otto die maultot' Wally g'heiratet hätt; es g'höret doch allerhand Schneid derzu, 'm Fallmüller sein Schwiegersohn z' werden!" meinte der Baulen-Xaver.

„Abers Geld hätt er auch brauchen können," entgegnete ihm der berechnende Hessen-Michl, für den nur die „Goldfuchsen" bei einer Heirat von Wert und Geltung waren. „Und so weit hätt er nit neben 'naus greifen müssen; es gibt auch bei uns feste und g'sunde Föhle!" — —

„Hm . . ." machte Herr Hammer und wiegte bedächtig den runden Kopf.

Sofort lagen alle Blicke auf seinem Mund, in der Erwartung, von dort ein fertiges und unanstreitbares Urteil zu hören.

„Wenn der Nachbar die Nachbarin heiratete und der Sohn des Oberbauern die Tochter des Unterbauern, wenn sie also bloß noch über die Straße gehen, wie es in Hochwies all die Jahre her der Fall ist, dann kann es mit der Zeit wirklich keine gesunden Nachkommen mehr geben. Ein frisches, neues Blut muß wieder herein ins Tal, drum hat der Falken-Otto bloß recht, wenn er einmal etwas weiter hinausgegriffen hat! — — Wenn bei uns einer krank wird, dann hat er die Lungenentzündung, und wenn er die Lungenentzündung hat, dann stirbt er! Die Beobachtung mach ich jetzt schon, seit ich hier bin!" Nach diesen überzeugend gesprochenen Worten tat Herr Hammer einen kräftigen Zug aus seinem Bierkrug.

Die anderen starrten ihn an, als hätte er ihnen das Rezept zur Goldherstellung verraten, gaben ihm aber schließlich recht, vielmehr, sie mußten ihm recht geben; denn wer wollte denn einem Manne wie Herrn Hammer widersprechen und zudem wußten sie ja allzu gut, daß die Hochwieser wirklich alle untereinander verwandt und verschwägert waren.

Das Gespräch dieser vier Männer wäre an sich unbedeutend gewesen, wenn nicht eine Bemerkung gefallen wäre und zwar just in jenem Augenblick, als Bruno zur Tür hereinkam.

Der Manzen-Max hatte sich als erster erholt und glaubte Herrn Hammer doch eine Entgegnung schuldig zu sein. „Aber, man sieht's ama fremden Roß nit an, obs schlagt," gab er zu bedenken. „Der Falkenhof hat schöne Zeiten g'habt . . . und wenn der Teufel nit anders an ihn kommt, dann steckt er sich . . ."

Jetzt erst verstand er den Wink, den ihm Herr Hammer wiederholt gegeben, und ein Blick nach der Tür belehrte ihn, daß Bruno bereits seinen Worten zugehört hatte. Verlegen rückte er auf seinem Stuhl hin und her.

Bruno wußte im Augenblick nicht, sollte er bleiben oder wieder gehen . . . näherte sich aber dann dem Tisch. „Red dich ruhig aus, Max!"

„I hab bloß g'meint, Bruno, weisch . . ." Die Verlegenheit des Manzen-Max war furchtbar; denn es lag ihm nichts ferner, als den beliebten Burschen zu verletzen.

„Wenn der Teufel nit anders an den Falkenhof ankann, dann steckt er sich in a Frauenzimmer, hast du sagen wollen! Oder nit?" sagte Bruno und half dem armen Manzen-Max aus der Verlegenheit.

„. . . wenn er nit scho im Fallmüller steckt!" sagte irgend eine Stimme und diese Worte setzten dem Burschen so zu, daß er gar nicht lange nachforschte, wer sie eigentlich gesprochen hatte . . . Ihm fiel jener Morgen ein, an welchem der Fallmüller bei ihm in der Säge war und wo ihn

dann das erstemal eine leise Ahnung beschlich . . . Eine Ahnung? — — Und doch hörte sich das Wort, eben von irgendeinem dieser Männer gesprochen, an wie eine Tatsache . . .

Herr Hammer, der schon längst durch sein auffälliges Räuspern angedeutet hatte, daß ihm diese Unterhaltung über rein familiäre Dinge höchst unangenehm war, gab das Zeichen zum Aufbruch; denn eben vernahm er das Lachen und das Gepolter der Theaterjugend über der Treppe. Rascher als sonst tranken die drei anderen ihren Krug leer und begaben sich in den Theatersaal.

Nur Bruno stand noch geistesabwesend da; seine Gedanken weilten immer noch bei der abgebrochenen Unterhaltung.

„Laß es gut sein, Bruno," sagte Herr Hammer mit gütiger, fast väterlicher Stimme. „Was im Falkenhof gemacht wird, geht niemand etwas an! — — Die Hauptsache ist, daß du bleibst, was du bist: ein richtiger Falke, der sein Nest, wenn es sein muß, mit dem Leben verteidigt; dann wird niemand etwas machen können, auch nicht ein Fallmüller!" —

(Fortsetzung folgt.)

Ums tägliche Brot.

Skizze von Wilhelm Lennemann.

Es war kurz nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges. Die wenigen verbliebenen Bauern eines kleinen Dörfleins vernahmen wieder den Ruf ihrer Erde und das Gebot ihres Himmels. Sie zwangen das Eisen in die Schollen und bauten sich wieder ein Kirchlein, das ehedem als Feldscheune gedient hatte. Dahinein trugen sie die versteckt gehaltenen heiligen Geräte und was sie von dem zerschlagenen und halbverkohlten Gestühl ihres alten Gotteshauses noch verwenden konnten.

Hochsommer — ein Sonntag. Die Bauern saßen mit Weib, Kind und Gesinde vor dem Altar, und hinter ihnen gähnte die dunkle Leere der Scheune. Schwer und heiß brütete der Brodem des reifen Tages.

Da erhebt sich einer der Bauern und stößt die breiten Flügeltüren auf, daß helles Morgenlicht wie Sonnenjubel in den dämmerdunklen Raum fließt. Der Pfarrer tritt zu stillem Gebet vor den Altar. Die Gemeinde begrüßt ihn mit einem Gesang. Auch der Bauer will wieder ins Kirchlein zurücktreten. Da wirft er noch wie zufällig einen Blick in den blauen Himmel. Er stutzt und erschrickt; er geht zu seinem Weib, flüstert ein verstörtes und hastiges Wort, und beide verlassen eilends das Kirchlein. Ein Wetter zieht auf und ballt sich dunkel und dräuend; und einzig des Bauern Korn steht noch in Stiegen auf dem Felde. Da geht es ums Brot, um Leben und Tod, um Fluch und Segen einer notharten Stunde.

Der Pfarrer und die Gemeinde indes singen und halten ernste Zwiesprache mit ihrem Gott. Die Predigt klingt in Dank und Mahnung aus, und die abgeernteten Felder singen ihr Loblied dazu.

Aber schon stößt auch ein kühler Wind in die Schwüle des Kirchleins, die Helle ertrinkt in einem fahlen, bösen Schein. So merkten auch die Beter die anflutende Brandung. Gerade hebt der Pfarrer zum Vaterunser an, da vernehmen sie von draußen her ein Stampfen und Ächzen von Roß und Wagen. Ein großer, gelber Schatten füllt den breiten Eingang, und dann schiebt sich ein vollbepackter Erntewagen rücklings in das Kirchlein hinein. Steht und hält unter dem gnadenden Schutz des kirchlichen Daches. An Pferd und Wagen vorbei zwängen sich der Bauer und sein Weib und stehen links und rechts von dem geretteten Brot wie eine schützende Ehrenwache.

Einen Augenblick nur hält der Pfarrer, der mit seinen Bauern in gleicher Not und gleichem Gebot stand, überrascht inne, dann fährt er fort im Gebet. Und noch hat er es nicht vollendet, da reißt ein Feuer die Feste des Himmels auf. Die Wolken knallen, und der Regen rauscht; und die Äcker in der Runde dampfen wie Brandaltäre. Das Kirchlein kauert wie ein wartendes Vöglein und ist ganz erfüllt vom Ruch des reifen Roggens. Und zwischen all den betend erhobenen Händen der Bauern steht das gelbe Korn wie ein breiter Pokal voll goldenen Weines.

Fröhlicher Pferdehandel.

Bauernschwänke aus der Eifel.

Karl Trimborn, herzoglicher Vogt des alten Eifelstädtchens Nideggen in jenen schönen Zeiten, da es noch keine Eisenbahnen gab, war ein großer Pferdenarr. Er mußte immer das schönste und schnellste Gespann weit und breit in der Runde haben. Von der Güte seiner Gäule ließ er sich auch nicht abbringen, als sich eines Tages ein kleiner Bauer mit einem Gespann bei ihm meldete, das noch schneller als das seiner Gnaden sei. Der Vogt schüttelte ungläubig den Kopf und wies auch ein von dem Bauern vorgeschlagenes Wettrennen der beiden Gespanne als eine unerhörte Zumutung zurück. Die Sache schien abgetan. Aber der Bauer brachte es doch zu diesem Wettrennen und auch dazu, daß ihm der Vogt die Pferde für schweres Geld abkaufte: Etliche Tage nach jener Abweisung begegnete der Bauer mit seinem Gespann demjenigen des Vogtes, der selbst seine Pferde lenkte. Im Vorbeifahren pfiff die Peitsche des Bauern höchst herausfordernd um den Kopf des Vogts, streifte sogar ein wenig dessen Nasenspitze. Der Vogt wendete wutschnaubend seinen Wagen und jagte hinter dem dreisten Bauern her. Dessen Gäule blieben nichts schuldig, und nach einer stundenlangen Jagd über Berg und Tal mußte der Vogt die Verfolgung aufgeben.

Damit war der Fall natürlich nicht erledigt. Am nächsten Morgen fuhr der Vogt schon in aller Frühe bei dem Bauern vor. Aber nicht, um eigenhändig an diesem ein Strafgericht zu vollziehen, sondern um ihm das Gespann abzukaufen, das seine Überlegenheit so erfolgreich bewiesen hatte.

*

Der Schäfermattes ließ sich beim Pferdehandel einmal so übers Ohr hauen, daß er es nicht einmal merkte. Er hatte zwei Gäule geerbt, ein strammes, junges Tier und eine abgetriebene Mähre. Davon sollte er einen an den Mann bringen und den anderen für seinen Schäferkarren behalten. Der alte Klepper sollte ihm 300 Mark bringen, für den anderen Gaul verlangte er das Doppelte.

Erschien da eines Tages ein Zigeuner bei ihm, und die beiden wurden bald handelseins, und zwar für den alten Gaul, wobei der Zigeuner sich dessen Umtausch gegen das junge Tier vorbehielt, selbstverständlich unter Verrechnung des Mehrpreises. Am nächsten Tage erschien denn auch der Zigeuner. Er hatte sich die Sache anders überlegt und wollte doch das bessere Pferd nehmen, und da der Mattes mit der alten Mähre für seinen Schäferkarren noch zurechtkäme, war der durchaus einverstanden.

Der Zigeuner holte also den jüngeren Gaul aus dem Stall, stellte den anderen an seinen Platz und machte dem Mattes folgende Rechnung auf: „Gestern habe ich dir 300 Mark bezahlt. Dazu bekommst du jetzt den einen Gaul von mir zurück, der ebenfalls 300 Mark wert ist, macht zusammen 600 Mark, und wir sind quitt." Sprach's und zog mit dem besten Gaul ab. Und bis der Mattes mit Anwendung von viel Gehirnschmalz dahinter gekommen war, war der Zigeuner längst fort.

*

Man darf aber beileibe nicht glauben, daß unsere Eifler nicht helle wären. Im Gegenteil. Wollte sich der Kunibert anstelle seines Ochsen ein Pferd zulegen, und da er nichts von Gäulen verstand und in seiner mißtrauischen Art auch keinen Nachbar zu Rate ziehen wollte, packte er die Sache anders an: Auf dem großen Pferdemarkt in Bitburg entdeckte er bei einem Händler, der gleich mit einem halben Dutzend Pferden erschienen war, einen Braunen, der ihm nicht schlecht gefiel. 600 Mark sollte das Tier kosten.

„Aber ehe ich zuschlage, muß ich das Pferd ausprobieren."

Der Händler war einverstanden, und der Bauer zog mit dem Gaul von dannen. Aber nicht, um das Pferd vor dem Städtchen etwas traben zu lassen. Der Kunibert stellte sich vielmehr damit in einer anderen Marktecke auf, wie wenn er den Gaul zum Verkauf feilböte. Die vorbeikommenden Händler machten ihm das Tier nach Strich und Faden madig, entdeckten daran immer neue Fehler und gaben so dem Kunibert ahnungslos die besten Fingerzeige über den Wert des Pferdes. Der brachte den Gaul zurück und versuchte es mit einem anderen. Und das noch ein paar Mal, bis er endlich ein Tier gefunden hatte, für das man ihm denselben Preis bot, wie ihn der Händler von ihm verlangte, und damit den Kunibert von der Preiswürdigkeit dieses Pferdes überzeugte. So kam der Kunibert ohne eine Spur von „Pferdeverstand" zu einem tüchtigen Gaul!

Ehebrecher auf dem Todesfluß.

In den entlegenen Gebirgstälern des Grenzgebirges zwischen den chinesischen Südprovinzen und Tonkin sind noch heute Sitten und Gebräuche lebendig, die, so grausam sie anmuten, sogar von denen geachtet und hochgehalten werden, die ihre Opfer sind. Wenn man längs der Flüsse in Yünnan der südwestlichen Provinz des Reiches der Mitte reist, kann man wohl einmal in der Strömung einen Gegenstand treiben sehen, den man von fern für ein Stück Holz halten könnte. Bei näherer Betrachtung durch das Fernglas entdeckt man jedoch, daß es sich um ein Floß von Bambus handelt, auf dem ein Mann und eine Frau an Händen und Füßen festgebunden sind. Wenn die zahlreichen Ruderboote, die auf dem Fluß fahren, unterwegs eines dieser geheimnisvollen Fahrzeuge zu Gesicht bekommen, so geben sie ihm schleunigst den Weg frei. Der Europäer aber, den der Zufall dorthin führt, kann begreiflicherweise der Neugier nicht widerstehen und bemüht sich, über das Schicksal des seltsamen Paares, das da auf einem gebrechliche Fahrzeug in der Strömung trieb, Gewißheit zu erhalten. Vergebens; niemand gibt ihm Antwort. Die Eingeborenen lächeln vielsagend und zucken die Achseln.

Die Bergvölker in diesem Teil Chinas kennen keine anderen Gesetze als die aus uralter Zeit stammende Überlieferung. Zu dieser Tradition gehört auch das Bambusfloß, im ganzen Land als „Floß der Liebesleute" bekannt. Eines dieser ungeschriebenen Gesetze gibt dem Ehemann das Recht, die ungetreue Gattin mit ihrem Liebhaber auf ein Floß festzubinden und sie der Strömung des Flusses preiszugeben. Nicht einen Bissen Brot, nicht eine Waffe wird den Opfern mit auf die fürchterliche Reise gegeben. Hunger und Durst erwarten die Ehebrecher. Am Tage röstet die sengende Sonne das nackte Fleisch der Opfer, und wenn die ersehnte Kühle des Abends hereinbricht, kommen Myriaden von Wassermücken zur Qual und Pein. So schießt das Floß, von der Strömung fortgerissen, unaufhaltsam vorwärts, um schließlich von einem Wasserfall in die Tiefe geschleudert zu werden, wo Fahrzeug und Menschen an den spitzen Felsen zerschellen. Entrinnen aber die Opfer diesem Los, und läßt sie ein scheinbar gütiges Geschick bis zur Mündung des Flusses gelangen, so wartet ihrer noch ein viel grausigerer Tod. Im Schilf lauert der Tiger, im Schlamm das Krokodil.

Wehe dem, der es unternehmen wollte, die Unglücklichen zu retten! Er würde Gefahr laufen, den Haß aller Stämme auf sich zu ziehen, und er wäre dem sicheren Tod verfallen. Die Eingeborenen verstehen in diesen Dingen keinen Spaß. Ein französischer Konsulatsbeamter in Yünnanfu, der Hauptstadt der Provinz Yünnan, hat dies einmal am eigenen Leibe erfahren müssen. Der bei allen Eingeborenen beliebte Beamte fuhr einmal im Boot, das von Chinesen gesteuert wurde, flußaufwärts, als er an einer Biegung einem Todesfloß begegnete. Er sah die beiden festgebundenen Menschen, einen schönen, kräftigen Bergbewohner und eine junge Frau. Da er der grausamen Brauch noch nicht kannte, befahl er den Ruderern, an das Floß heranzusteuern. Diese weigerten sich zunächst entschieden, dem Befehl nachzukommen, und er mußte sie durch Drohungen zum Gehorsam zwingen. Er konnte das Paar von seinen Fesseln befreien und die beiden Geretteten wußten sich vor Freude über das unverhoffte Glück kaum zu fassen. Durch Fragen erfuhr er die Geschichte der beiden jungen Leute. Sie hatten sich seit langem geliebt; eines Tages war der Liebestraum zu Ende, und das Mädchen wurde von den Eltern gezwungen, gegen seinen Willen den Häuptling des Stammes zu heiraten. Aber die alte Liebe war bei beiden zu mächtig, und so wiederholte sich in diesem weltverlorenen Winkel Chinas die Tragödie der Francesca da Rimini. Eines Tages überraschte sie der chinesische Gianciotto Malatesta bei einem Schäferstündchen, und auf Beschluß des ganzen Dorfes wurde das von der Sitte vorgeschriebene Urteil an den Ehebrechern vollstreckt. Kurzerhand wurde das Paar dem Fluß übergeben. Drei Tage waren sie so, von Hunger und Durst gequält, umhergetrieben, ohne daß sich einer der Leute am Ufer, die vorbeikamen, ihrer erbarmte, und sie wären elend umgekommen, wenn nicht eine glückliche Fügung das Boot des Franzosen ihnen zugeführt hätte. Der Konsulatsbeamte wollte die beiden Geretteten zu sich nehmen. Aber zu seinem Glück riet man ihm von diesem gewagten Unternehmen ab, das ihm nur die furchtbare Rache der Bergbewohner eingetragen hätte. Er begnügte sich also damit, die beiden mit Kleidern, Speisen und einem Säbel zur Verteidigung zu versehen, und wollte wieder sein Boot besteigen. Da ereignete sich etwas, was kein Mensch erwartet hätte. Der gerettete junge Mann ergriff plötzlich einen schweren Stein und schleuderte ihn mit aller Kraft gegen seinen Retter mit den Worten: „Dies ist für dich, verfluchter Weißer, der es wagt, sich gegen die Gesetze meines Landes zu erheben!" Glücklicherweise verfehlte der Stein sein Ziel. Um die Erfahrung reicher, daß gegen diese fanatische Anhänglichkeit an die Tradition nicht anzukämpfen sei, bestieg der Franzose sein Boot und überließ die beiden ihrem Schicksal, dem sie nicht entrinnen wollten.



Bunte Chronik



Ein gefährliches Ballgespräch.

Die französische Julirevolution des Jahres 1830, durch die Ludwig Philipp „Bürgerkönig" von Frankreich wurde, erregte an verschiedenen europäischen Fürstenhöfen großen Abscheu. Diese unfreundliche Stimmung des Auslandes bekamen auch die Gesandten des neuen französischen Königs deutlich genug zu spüren. Nicht nur in Frankreich verübelten es die Legitimisten Ludwig Philipp, daß er sich auf den Thron gesetzt hatte, von dem der mit ihm verwandte Vertreter des legitimen Zweiges vom Hause Bourbon, Karl X., gestürzt worden war. Als nun der Graf von St. Aulaire als Vertreter des Bürgerkönigs nach Wien kam, hatte er auf einem glänzenden Hofball größte Mühe, mit der Gattin des Staatskanzlers Fürst Metternich, ein Gespräch zu führen. Nachdem verschiedene Versuche gescheitert waren, einen neutralen Unterhaltungsstoff zu finden, hielt St. Aulaire es für das beste, der prächtig geschmückten Fürstin Artigkeiten über ihr Aussehen zu sagen. Der Blick des Grafen fiel auf die Diamantkrone der Fürstin. „Ah, Durchlaucht", meinte der Graf, „was für eine schöne Krone Sie tragen!" — „Schön oder nicht schön", erwiderte die Metternich spitz, „jedenfalls ist sie nicht gestohlen!" Da gab der Abgesandte Ludwig Philipps es endgültig auf, sich mit der Fürstin weiter zu unterhalten. Er hatte genug von diesem einen Hieb, den man ihm, als dem offiziellen Vertreter des bürgerlichen Königs von Frankreich, hier versetzt hatte.



Lustige Ecke



Das junge Paar unterm Tuch.



„Könnt ihr diesmal nicht eine Momentaufnahme machen anstelle der langwierigen Aufnahmen auf Zeit?"

*

Vielsagend.

Richter zur Zeugin: „Sind Sie verheiratet?" — Zeugin seufzt. — Richter zum Protokollführer: „Schreiben Sie: ledig." — Richter zum Zeugen: „Sind Sie verheiratet?" — Zeuge seufzt. — Richter zum Protokollführer: „Schreiben Sie: verheiratet."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.